



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : neue Folge : 14.
Das musikalische Kränzchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bare Aufgabe nennt, ist die Fürsorge nun einmal nicht. Wenn sich dennoch Leute aus allen Ständen in den Dienst dieser Sache stellen, so kann man überzeugt sein, es handelt sich nicht um eine Schulle, sondern um eine ernste Pflicht.

Im Kampf der Meinungen verliert man leicht den Blick ins Große und Weite und klammert sich an allerlei kleine Dinge an. Es möge darum zum Schluß noch einmal der Blick auf den gewitterschweren Hintergrund des Fürsorgewesens hingerrichtet werden. Das Verbrechertum schwillt zusehends an, auch die deutsche Jugend ist in steigendem Maße an der Kriminalität des Landes beteiligt. Das fordert jeden, der menschlich, vaterländisch und christlich denkt, auf, sich an der Abwehr des Verbrechertums zu beteiligen und verhüten zu helfen, daß immer mehr von dem gefunden Leben des Volks abbröckelt und verloren geht. Dazu hilft auch die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen, und sie wird viel helfen, wenn wir nicht schmollend und zweifelstüchtig zur Seite treten, sondern fröhlichen Herzens Hand anlegen, was gut ist stützen, was fehlerhaft ist bessern.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Don Fritz Anders

Neue Folge

14. Das musikalische Kränzchen



Es giebt Zeiten, in denen gewisse Wahrheiten epidemisch werden; sie beherrschen das Menschengemüt, sie werden in Prosa und Poesie ausgesprochen, sie verdichten sich zu Thatfachen. Dies sind die Zeiten, in denen große Dinge, Staaten, Verfassungen, Erfindungen geboren werden. In eine solche Zeit fällt auch die Gründung des musikalischen Kränzchens für Proßlau und Umgegend. Nebenbei möge bemerkt werden, daß Proßlau ein kleines Landstädtchen ist, in dem außer der Apotheke, dem Schwan, der Geistlichkeit und dem Amtsgericht nicht viel los ist. Aber die Umgegend ist wohlhabend. Dort giebt es nicht allein eine Zuckerfabrik, sondern auch die „Schlösser“ derer von Beschwitz, sowie die „Herrschaft“ des Barons von Kranz und auch mehrere Domänen und sonstige Großgrundbesitze.

Es hat sich nicht feststellen lassen, von wem eigentlich der Vorschlag gemacht worden ist, man solle sich jeden Monat einmal im Schwan zu Proßlau zu einem musikalischen Kränzchen zusammenfinden. Daß es ein musikalisches Kränzchen sein sollte und müßte, stand als selbstverständlich von vornherein fest. Man hätte ja auch so zusammenkommen können, aber das hat doch keine Art. Es muß ein Mittelpunkt da sein, um den man sich gruppiert. Zum Beispiel Musik. Musik ist das bequemste; sie ist am leichtesten zu haben und am billigsten, wenigstens die Musik, die man selbst macht. Dies war die Überzeugung, die in Proßlau und Umgegend latent war. Es bedurfte nur eines glücklichen Augenblicks, in dem sie ausgesprochen wurde, und das Kränzchen entstand. Anders, sagte Herr Gorgaß,

als man später über den Gegenstand philosophierte, ist die Reformation und der Befreiungskrieg auch nicht zu stande gekommen.

In dieser Vorbereitungszeit war Frau Professor Meyran mit ihrer Amalie bei Doktors zu Besuch. Frau Professor Meyran war die Witwe eines Gymnasiallehrers und hatte der Billigkeit wegen ihren Witwenstuhl nach Prozkau gesetzt, und Doktors waren — eben Doktors, das heißt, er war immer auf Landpraxis auswärts, und sie regierte das Haus und ihre beiden etwas eingeschüchterten Töchter Marie und Lene, sie war auch im übrigen wegen der Deutlichkeit ihrer Sprechweise etwas gefürchtet.

Haben Sie schon gehört, meine liebe Frau Doktor, sagte Frau Professor Meyran, daß wir die Freude haben werden, in Prozkau ein musikalisches Kränzchen ins Leben treten zu sehen?

Ein musikalisches Kränzchen finde ich entzückend, fügte Fräulein Amalie hinzu.

Die Frau Doktor hatte allerdings davon gehört. Bei Superintendents hatte man davon gesprochen. Und Mariechen wußte aus bester Quelle, daß sich auch Barons beteiligen würden. — So? Das sei ja höchst interessant, sei es aber auch gewiß? — Ja, ganz sicher, denn der Herr Baron habe sein Cello nach B. zur Reparatur geschickt.

Ein Cello ist himmlisch, sagte Fräulein Amalie, einen Menschen, der Cello spielt, finde ich einfach entzückend.

Nehmen Sie mirs nicht übel, Fräulein Amalie, erwiderte die Frau Doktor, aber so einen alten langweiligen Junggesellen, wie den Baron, finde ich noch lange nicht entzückend. Und Sie nimmt er auch gar nicht, darauf können Sie Gift nehmen.

Aber nein! sagte Fräulein Amalie und versuchte zu schmolten.

Am Abend, als der Herr Doktor von seiner Praxis zurückgekehrt war, brachte die Frau Doktor die Rede auf das musikalische Kränzchen. Der Herr Doktor hatte keine rechte Meinung zur Sache. Er war, wenn er aus seinem Doktorwagen heraus war, froh, zu Haus bleiben zu können.

Ach was, sagte die Frau Doktor, natürlich machen wir mit, und das feste! Denkst du denn, daß die Männer für deine Töchter nur so ins Haus geflogen kommen? Und ihr — wandte sie sich an ihre beiden Töchter, ihr seid nicht so schüchtern, sondern thut das Maul auf. Du, Marie, singst deine neuen Lieder, und du, Lene, spielst deinen Walzer von Schoppängen. Und nun fix, die Kleider nachgesehen, daß ihr was ordentliches zum Anziehen habt.

Der Herr Steuerinspektor a. D. Neugebauer und der Herr Kantor Schmeßling sind Pomologen — „Boomelogen“ sagt der Volksmund und versteht darunter Leute, von denen über „Böme gelogen“ wird. Ob das auch auf die beiden oben genannten Pomologen zutrifft, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls hielten sie beim Wirt in Polkau alle Mittwoch ihre pomologische Konferenz, wobei sie die Besonderheit der verschiedenen Obstsorten ausführlich erörterten und sich die Feinheiten der verschiedenen Geschmacksrichtungen vorschnackten, denn mitgebracht wurde nichts, darüber war man hinaus. — Sehen Sie, so schloß eines Tages Herr Neugebauer eine längere Rede, das ist meine Grumblower Butterbirne. Die Frau Amtsrat hat dieselben Butterbirnen, aber sie schmecken nicht. „Ich weiß doch nicht, warum meine Butterbirnen nicht so schmecken wie Ihre,“ sagte sie zu mir, „Sie haben doch dieselbe Sorte.“ Das will ich Ihnen sagen, Frau Amtsrat, sagte ich, nicht vorm 15. Oktober abnehmen! Aber hernach — was ganz ausgezeichnetes.

In der Thür stand der Herr Wirt, der die Höflichkeit des Wirts mit der Kulanz des Kaufmanns verband, wusch sich die Hände in der Luft und sagte: Mit

Verlaub, meine Herren, haben Sie schon gehört, daß in Proßkau ein musikalisches Kränzchen gegründet werden soll. Der Herr Baron von Kranz ist auch mit dabei. Es soll etwas ganz feines werden.

Der Herr Steuerinspektor hatte es noch nicht gehört, aber es interessierte ihn sehr. Von Musik verstand er nichts. Aber es gab, wenn man sich an dem Kränzchen beteiligte, jedenfalls Gelegenheit, mit dem Baron Kranz, der ein ausgezeichnetes Sortiment von französischem und amerikanischem Obste hatte, ins Gespräch zu kommen, was ohne Zweifel lohnender und ehrenvoller war als die Konferenzen mit dem Herrn Kantor. Er beschloß also im stillen, den Herrn Kantor im Stich zu lassen und in Proßkau Anschluß zu suchen.

Bei Amtsrat Peuferts war über die Aussicht auf das musikalische Kränzchen in Proßkau große Freude. Man wohnte etwas entlegen, und um jeden Ball nach B. zu fahren und dort Nachtquartier zu nehmen, war doch sehr umständlich. Und was hatte man sonst auf dem Lande? Lauter alte Herren, denn mit den Berwaltern oder Volontärs konnte man sich doch nicht einlassen. Mit Leutnants und Referendaren würde man auch in Proßkau freilich nicht aufwarten können, und die Aussichten auf ein Tänzchen waren nur schwach, aber es war doch besser als nichts. Man sieht doch einmal Menschen. Und Oberamtmanns aus Schotten kommen jedenfalls auch hin.

Also schön, sagte Papa Peufert. Machen wir! Nehmen wir den großen Landauer.

Du willst auch mit, Papa?

Natürlich.

Aber du sagst doch immer, daß Musik für dich ein unangenehmes Geräusch sei. Man braucht ja nicht hinzuhören.

Laßt ihn nur, Kinder, sagte die Frau Amtsrat, er wittert irgendwo eine Partie Whist.

Und so war es auch.

Wir würden aber ein falsches Bild von der Gesellschaft zeichnen, die berufen war, das musikalische Kränzchen zu bilden, wenn wir verschweigen, daß es auch leidenschaftliche Musikfreunde in der Gegend gab. In Büdick wohnten gleich zwei, der Herr Pastor Langbein und Herr Gorgaß, ein reicher Gutsbesitzer, der sein Gut verpachtet hatte und als Rentier lebte. Herr Pastor Langbein spielte gut Klavier — alles hübsch deutlich und darum lieber etwas zu langsam als zu schnell. Er verehrte die klassische Musik, besonders Schubert, und hatte ein großes Mißtrauen gegen alle Musik, die nicht in der Edition Peters zu haben war. Gorgaß musikalische Leistungen waren nicht bedeutend. Er hatte es in seinem Leben über „Lott ist tot“ nicht hinausgebracht. Dagegen schwärmte er für Musik in jeglicher Form, besonders jedoch für weibliche Musik. In jedem seiner Zimmer stand ein Klavier, das freilich nie gespielt worden wäre, wenn es nicht der Herr Pastor ab und zu in Bewegung gesetzt hätte. In den Künstlerkonzerten in B. war er immer zu sehen, wenn etwas besondres los war. Herr Gorgaß stand eigentlich auf der Grenze der bauerlichen und der „guten“ Gesellschaft; in Anbetracht jedoch seines tadellosen Anzuges und seiner respektvollen Haltung wurde ihm erlaubt, auch in der guten Gesellschaft zu verkehren.

Als es bekannt wurde, was man in Proßkau plane, war der Herr Pastor Feuer und Flamme. Litt er doch schwer darunter, daß seine liebe Frau für seine musikalischen Ideale und besonders für die „himmlischen Längen“ Schuberts so gar kein Verständnis hatte. Sogleich kramte er seinen Notenschrank aus und suchte einen

großen Haufen Noten zusammen von Stücken, die sich in Proßkau zum Vorspielen eignen würden. Diese nahm er unter den Arm, um sie Gorgaß vorzulegen und womöglich vorzuspielen, und es würde eine lange musikalische Konferenz geworden sein, wenn nicht die Leichenfrau gleich hinterher gekommen wäre und den Herrn Pastor abgerufen hätte.

Ferner bewiesen großes Interesse für das musikalische Kränzchen die Beschwizens, die doch nicht fehlen durften, wo die Kranzens mitmachen, sowie Familien, die Wert darauf legten, mit Baron Kranzens oder mit den Beschwizens in gesellschaftliche Beziehungen zu kommen. Willkommen waren auch die Pastoren der Umgegend mit ihren Familien; diese stellten das Bindeglied zwischen den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft dar. Man war höchst gespannt auf die Einladungen. Denn nicht eingeladen zu sein bedeutete fast soviel wie hinausgeworfen zu sein. Wer hätte sich auch hinterher zum Beitritte melden können, wenn man nicht für gut genug befunden worden war, eingeladen zu werden?

Nachdem alles in engem Kreise und unter dem Vorsitz des Herrn Baron fertig gemacht war, ritt ein herrschaftlicher Bedienter, denn sein sollte doch die Sache gemacht werden, mit einem Zirkulare von Ort zu Ort und fand überall freudigste Aufnahme. Aber Sensation erregte es, als man erfuhr, wer nicht eingeladen worden war. Nicht eingeladen waren Apothekers, obwohl die Frau Apotheker, eine ungewöhnlich hübsche junge Frau war, die ausgezeichnet sang, geradezu wie eine Künstlerin. Sie soll auch auf der Sternschen Musikschule ihre Ausbildung erfahren haben. Und warum ist sie nicht eingeladen worden? Darüber gingen die Meinungen aus einander. Die einen sagten, man könne doch Barons nicht zumuten, mit Apothekers zu verkehren, und die andern meinten, die Frau Apotheker sänge den Müttern, die singende Töchter hätten, zu gut. Nicht eingeladen wurde der Amtsrichter, was keinen Wunder nahm, da dieser kränklich und halb taub war. Das letzte wäre übrigens in den Augen des Herrn Amtsrat kein Grund gewesen. Nicht eingeladen wurde der Direktor der Zuckersabrik, natürlich, weil seine Frau eine geborne Goldstein war. Ebenso wenig erhielten die Honoratioren in Proßkau Einladungen, was diese sehr verdroß. Sie beschloßen also ihrerseits das musikalische Kränzchen zu ignorieren, was aber nicht hinderte, daß die Frau Bürgermeister, die „natürlich“ dem Schwan gegenüber wohnte (denn wo hätte der Schwan und das Rathhaus anders liegen können, als am Markte) am Tage der ersten musikalischen Zusammenkunft einen großen Kaffee gab. Sie hat von keiner Seite eine Absage erhalten, und es soll ein sehr genußreicher Nachmittag gewesen sein.

Die Sache machte sich auch höchst feierlich. Zuerst kamen ein paar ländliche Familien in hellen Haufen an. Dann erschien Herr Gorgaß mit dem Herrn Pastor Langbein im funkelnagelneuen Break, dann der Herr Amtsrat mit Familie im großen Landauer, dann noch viele andre Wagen, Jagdwagen, Landauer, Pastorenkutschen, elegante und nicht elegante Gefährte, und zuletzt der Herr Baron in der baronlichen Karosse mit einem stolz-langweiligen Kutscher auf dem Boock und neben ihm das Cello im Futterale. Sogleich stürzte der Wirt nebst Personal aus der Thür, um der alten gnädigen Frau, ihrer Gesellschafterin und dem Herrn Baron beim Aussteigen behilflich zu sein. Hierauf bildete sich eine Art Festzug. Voraus die alte gnädige Frau und die Gesellschafterin, dann der Herr Baron, dann das Cello, dann die Noten, dann die Decken und dann die Fußsäcke. Das war der Höhepunkt dieses Tages.

Wir wollen nicht den ersten Vereinstag schildern. Dieser Tag hatte noch etwas Unfertiges an sich. Wir wollen auch mit schonendem Stillschweigen über

die musikalischen Leistungen dieses Tages hinweggehn. Man war sich noch zu fremd, man getraute sich noch nicht heraus.

Und auf so einem elenden Klapperkasten kann meine Vene auch überhaupt gar nicht spielen, sagte die Frau Doktor — Vene war nämlich mit ihrem Walzer von Schoppängen stecken geblieben —, auf einem so miserabeln Kasten zu spielen sollte einem gebildeten Menschen überhaupt nicht zugemutet werden.

In der That, das Klavier, das eine lange Reihe von Tanzkränzchen und Wiederholung-Übungsabenden hinter sich hatte, war sehr heruntergekommen. Wenn es wenigstens ordentlich gestimmt gewesen wäre! Wir geben Bericht von einem spätern Kränzchentage, an dem schon alles in Fluß und Ordnung war.

Herr Pastor Langbein mit seinem großen Notenpakete und Herr Gorgas waren wie immer die ersten. Um vier Uhr sollte das Kränzchen beginnen. Um fünf Uhr fing man an zu kommen. Der Saal war aufs feinste hergerichtet. Alle Petroleumlampen des Kronleuchters waren angesteckt, nicht bloß eine um die andre, wie bei Bürgervergütungen gebräuchlich war, die Öfen waren überheizt, und da es geraucht hatte, hatte der aufmerksame Wirt Räucherpulver aufgestreut. Der Flügel war auf die Gefahr, seine altersschwachen Beine zu brechen, konzertmäßig vorgehoben. Man hatte einen verblühen Teppich ausgebreitet und Notenpulte aufgestellt, an denen die Sängerrinnen hernach mit ihren Kleidern hängen zu bleiben pflegten. Auch ein Nebenzimmer war eingerichtet worden. Hier pflegten die Herren ihre Überzieher aufzuhängen, hier durfte geraucht werden, und hier hatte der Herr Amtsrat seinen Whisttisch aufgeschlagen. Das zuhörende Publikum nahm im Saale in einem großen zwanglosen Halbkreise Platz. Die Mitte war zu einer Art Hofloge eingerichtet. Dasselbst wurden Plätze für Frau von Kranz, für Frau von Beschwitz und andre hervorragende Damen der Gesellschaft aufbewahrt. In dieser Loge hielt Frau von Kranz, die als langjährige Freundin der Prinzessin Thekla am Hofe zu B. verkehrte, selbst eine Art von Hof. Auch die Frau Superintendentin hielt sich für berechtigt, in der Hofloge Platz zu nehmen, einestheils, weil sie das weibliche geistliche Oberhaupt war, andernteils, weil ihr Großvater Silberdiener und ihr Vater geheimer Hofsekretär in B. gewesen war. Dem Hofgebrauche entsprechend dämpfte sie ihre Stimme zu einem diskreten Flüsterton. Die eine Seite des Halbkreises nahm das junge Volk ein, die andre die ältern Herren, sofern sie nicht im Rauchzimmer weilten. An der Herrnecke wurde mit großem Eifer und eben solcher Ausdauer diskutiert — über die Ausichten der Kornpreise, über Ablösungsfragen, Sozial- und andre Politik. Der Herr Superintendent pflegte zu spät zu kommen und sich dann überall mit der Last seiner Arbeit zu entschuldigen. Der Herr Kandidat pflegte am Thürpfosten zu lehnen und zu schweigen, und in der Mitte des Saals pflegten sich die Kenner und Musikfreunde, Herr Gorgas, Herr Lauter und andre aufzuhalten. Herr Pastor Langbein zog mit seinen Notenbüchern im Hintergrunde umher.

Der Kaffeefrage wurde zunächst ausführliche und gründliche Behandlung zu teil, darauf hieß es: Ach, Fräulein Vene, spielen Sie doch mit Ihrer Schwester Marie etwas. Sie können ja das so schön.

Himmlich, sagte Fräulein Amalie.

Ach Gott nein, erwiderte Fräulein Vene, wir können nichts, wir getrauen uns nicht, und wir haben auch keine Noten mit.

Ach was, dummes Zeug, sagte die Frau Doktorin, hier wird sich nicht geziert! Spielt doch euern Kalifen, den könnt ihr. Die Noten liegen draußen auf dem Buffet.

Dagegen war nun nichts zu machen. Und sogleich stürmte der junge Beufert davon, um die Noten zu holen. Eigentlich wäre das etwas für den Kandidaten gewesen. Ehe dieser jedoch die Lage der Dinge begriffen und einen Entschluß gefaßt hatte, war der Augenblick längst vorüber.

Die beiden Doctortöchter nahmen also die Noten in Empfang, blätterten ewig lange und spielten ihren Kalifen von Bagdad, den sie sich eingeübt hatten, hübsch bequem im Trotteltrabe und mittlerem Forte. Jedesmal wenn umgewandt wurde, machte man eine Pause zum Aufatmen. Um das Klavier stellte sich der Kreis der engern Musikfreunde, Herr Gorgaß, Herr Lauter und andre.

Während dessen kamen noch Teilnehmer des Kränzchens an, die begrüßt werden mußten. Und zuletzt verursachte die Frau Baronin, die — ganz wie Prinzess Thekla — hereinschwebte, einen großen Aufstand. Alles erhob sich. Es fehlte nicht viel, so hätte es Handklöße gegeben. Die Frau Baronin hielt einen regelregten Cercle ab und war von tadelloser Leutseligkeit — ganz wie Prinzessin Thekla. Endlich setzte man sich. Frau Superintendentin nahm mit holdseligem Flüstern Beschlag von der Frau Baronin; und Frau von Zeschwitz, die gern etwas den Naturburschen spielte, ritt, fuhr, schoß und die Kranz nicht leiden konnte, ging ab, um sich unter die Jugend zu setzen.

Darüber war nun das Quatremains ungehört zu Ende gegangen. Die Frau Doktor warf vergeblich einen Beifall heischenden Blick auf das Auditorium, das nichts gehört hatte. Dagegen geleitete Herr Gorgaß die jungen Mädchen zu ihren Plätzen und erzählte, daß er einmal „die Entführung aus dem Serail“ gesehen habe. Das sei genau dasselbe wie der Kalif, klinge aber etwas anders. Herr Gorgaß hatte nämlich, um sich nützlich zu machen, das Amt des „Värenführers“ übernommen, wozu seine musikalischen Fähigkeiten ausreichten, und er wurde darin durch Herrn Lauter unterstützt, der, was die andern sagten, durch schöne Zitate bereicherte.

Was nun? Herr Pastor Langbein lauerte mit einer Schubert'schen Sonate im Hintergrunde. Aber für den war es noch zu zeitig. Denn man wußte schon, wenn der angefangen hatte, so hörte er sobald nicht wieder auf. Ah! der Herr Baron mit dem Cello. Sogleich wurde das Cello feierlich auf bewußten Teppich getragen und ausgepackt. Aber wo war der Herr Baron? Er war von Herrn Neugebauer eingefangen und in eine verborgne Ecke geschleppt worden, wo sich beide in die Homologie vertieft hatten.

Ah, Herr Baron, flötete die Frau Superintendentin, würden Sie die große Freundlichkeit haben, uns etwas auf Ihrem herrlichen Instrumente vorzuspielen.

Der Herr Baron winkte Gewährung und fuhr fort: Also die Kanada-Reinette, der Pigeon rouge, die Calville blanche und besonders der gelbe Belle-fleur sind nur für geschützte Lage —

Und guten lehmigen Boden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Zawohl, auch Sand kann der Boden haben, aber keinen Thon —

Herr Baron — Pardon, wenn ich unterbreche, sagte Herr Gorgaß, es ist alles bereit.

„Bereit zur heiligen Handlung,“ zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Danke, danke, ja gewiß, im Augenblick. Aber der Kaiser Alexander kann schon eher etwas vertragen. Und die englische Spitalreinette kommt überall fort. Aber vor Wind muß sie geschützt werden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Herr Baron, die Damen lassen herzlich bitten, ob Sie jetzt spielen möchten.

„Jetzt oder nie,“ zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Der Herr Baron ließ sich erbitten und machte sich an sein Cello, das, wie

es bei Musikanten der Brauch ist, mit Umständlichkeit gestimmt wurde. Aber wer sollte den Klavierpart übernehmen? Am liebsten spielte er mit der Gesellschafterin, die seine Art schon kannte und nachzugeben verstand, wenn der Herr Baron einen halben Takt unter den Tisch warf. Aber die Gesellschafterin hatte Migräne und war nicht mitgekommen. Das gab wieder eine lange Unterhandlung. Niemand getraute sich heran. Endlich zog man den Herrn Pastor Langbein herzu, der sich auch sträubte, weil er eigentlich moderne Sachen überhaupt nicht spielte.

„Ach, Sie werden es schon spielen können, sagte man, es ist ja fast zu leicht.

„Gewogen, gewogen, zu leicht erfunden,“ sagte dumpf Herr Lauter.

Man spielte, und es ging auch, wenigstens kam man immer wieder zusammen, wenn man auseinander gekommen war. Im Anfang hörte die Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit zu, aber die lamentablen Töne des Cello, die der Spieler auch mit dem nötigern Zittern versah, waren zu verführerisch und forderten förmlich dazu auf, etwas dazu zu sagen. Und so kam die Unterhaltung wieder in Gang. Der Wahrheit die Ehre, die lautesten waren die Herren am linken Flügel, die ein sozialpolitisches Thema vorhatten. Aber die Musik war sehr schön gewesen, man applaudierte lebhaft und bat dringend um eine Zugabe.

Etwas von Beethoven, sagte Herr Pastor Langbein.

„Ach ja, Beethoven, meinte Fräulein Amalie. Beethoven ist entzückend. Die schönen Augen und die wilden Künstlerhaare, himmlisch!

Spielen Sie den „Husarenritt,“ Fräulein Amalie? fragte die Vene.

Nein, aber ich finde die Husaren reizend. Bei uns in C. standen blaue Husaren. Diese Uniform! — entzückend! Nein sie sind zu nett. Finden Sie nicht auch, Fräulein Rosa?

Fräulein Rosa ist die Tochter des Amtsrats und ein Goldfisch. Sie hat schon mit manchem Husarenleutnant getanzt und schon manchen Korb ausgeteilt und findet an ihnen nichts besondres zu loben.

Aber nein! Warum denn nicht?

Sie heiraten ja doch nur nach Geld, und sie sind mir auch zu unsolide.

Wieso unsolide? Ist nach Geld heiraten unsolide?

Amalie, Sie sind ein Wähschäfchen, sagte die Frau Doktor. Aber wer spielt denn nun mit der Vene den Husarenritt? Herr Kandidat, kommen Sie doch einmal herüber. Vene, rücke zu. Sie spielen doch auch Klavier. Sie müssen mit der Vene den Husarenritt spielen.

Der Herr Kandidat machte erschrocken Einwendungen, aber es half nichts. Er und die Vene mußten ans Klavier. Aber sie kamen nicht über die erste Seite hinaus. Wiewohl die Vene nur einen sehr milden Galopp eingeschlagen hatte, so kam doch der Herr Kandidat bei den vielen Noten nicht mit.

Na, es schadet nichts, sagte die Frau Doktor, es wird schon gehn lernen. Sie müssen nur mit der Vene üben. Besuchen Sie uns doch des Abends, wir sind immer zu Haus. Damit sah sie sich selbstbewußt im Kreise um, als wollte sie sagen, seht ihr, so wird's gemacht.

Jetzt kamen ein paar junge Dämchen daran, die ein paar Liederchen sangen. Die zugehörigen Mütter waren gerührt, aber die Weidhammel, und denen nichts gut genug war, flüsterten sich zu: Wenn man nicht mehr könne, sollte man lieber still sein und nicht andern in den Weg treten.

Darauf kam die wirkliche Kunst zum Durchbruch. Ein Fräulein Koch, das bei Peinferts zu Besuch war, spielte Mozarts Phantasiesonate: großartig und mit Verständnis. Alles anders, wie es da stand oder wie es ein harmloses Menschlein

gespielt haben würde; sie spielte mit Betonungen und Ausdruck, nun laut und nun leise, ganz so, wie sie es Takt für Takt bei ihrem Klavierlehrer in B. (die Stunde zu drei Mark) gelernt hatte. Herr Gorgas war ganz weg. Nein, mein Fräulein, sagte er, Sie spielen gottvoll, großartig! Wie Sie so in die Tasten hineingreifen —

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,“ zitierte Herr Lauter.

Das Fräulein war hochbeglückt.

Jetzt bemächtigte sich Frau von Zeschwitz des Klaviers. Ach, Frau von Zeschwitz, bitte, bitte, das Frühlingslied von Gounod, hat man.

Ach ja, das Frühlingslied, sagte Fräulein Amalie, Frühlingslieder liebe ich gräßlich.

Frau von Zeschwitz räusperte sich und meinte, es sei ihr nicht besonders frühlingsmäßig zu Mute, sie habe einen greulichen Katarrh und habe sich auch gestern die Hand beim Fahren vergriffen. Sie wollte aber einmal sehen. Begleitung lehnte sie ab, sie könne nur singen, wenn sie selbst spiele. Und das hatte auch seine Gründe, denn sie band sich weder an Takt noch Tempo. Sie begann ihren Vortrag, indem sie über die Tasten etwas hinwegschob, was die Gounodsche Begleitung markieren sollte, und dann legte sie los, mit einer Riesenstimme und einem Schwunge, der zwei dramatischen Sängern Ehre gemacht hätte, denn für eine war's zu viel.

Darauf gab sie noch ihre zwei andern Lieder zum besten: „Lehn deine Wang an meine Wang“ und „Ich grolle nicht“ und erntete großen Beifall. Denn die Stärke einer Stimme kann jeder beurteilen, darin irrt man sich nie. Großartig! Diese Stimme! Nein, einzig!

Pastor Langbein befand sich mit seinem Notenbuche noch immer im Hintergrunde. Jetzt strebte er aber ernsthaft dem Klaviere zu. Ehe er es jedoch erreicht hatte, erhob sich ein froher Tumult unter der Jugend. Das ist ja reizend, entzückend, himmlisch! Nein, daß Sie auch spielen, Fräulein Rosa!

Aber Kinder, ich kann ja nichts.

O doch, Sie spielen Akkordzither, und Ihr Herr Bruder spielt Karina. Bitte! bitte!

Der Herr Pastor mußte mit seinem Schubert zurücktreten, und es gab wieder einen großen Umstand, ehe ein Tisch gestellt und die Instrumente geholt und gestimmt waren. Und darauf spielte man: „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus“ und andre schöne und neue Dinge. Der Erfolg war ein durchschlagender, das junge Volk war außer sich vor Vergnügen. Schon dachte man daran, die Tische zusammenzurücken, aber es kam nicht dazu. Der Herr Pastor erreichte endlich seinen Stuhl und seinen Zweck und trug seine lange Schubertsche Sonate mit allen ihren himmlischen Längen vor.

Man bezahlte den Kellner, man brach auf, man hielt mehrere Abschiedsständchen, Pastor Langbein war immer noch nicht fertig. Auch der engere Kreis der Zuhörer verließ sich, selbst Herr Gorgas bestellte das Anspannen. Da aber wartende Pferde keinen Spaß verstehen, so kam der Herr Pastor zum Schluß und fuhr mit Herrn Gorgas davon.

„Und Roß und Reiter sah man niemals wieder,“ deklamierte Herr Lauter hinter den Abfahrenden her.

Es war sehr schön gewesen, man war allseits hochbefriedigt. Und die Frau Doktor sagte zu ihren Mädchen: Seht ihr's denn ein, daß ihr eine Mutter habt, für die ihr dem lieben Gott auf den Knien danken müßt?

Die Prozkauer Kreise, die dem musikalischen Kränzchen nicht wohl gesinnt waren, sprachen die Vermutung aus, daß es sich binnen kurzem wieder auflösen werde. Das geschah aber nicht, wenn auch der Besuch kein so reger blieb wie im Anfange. Ja, es erlebte die Zeit eines neuen Aufschwunges. Dies bewirkte der neue Amtsrichter, der nach Prozkau kam. Man erwäge aber auch, was das sagt, ein Amtsrichter, unverheiratet, jung, stattlich und mit Hiebnarben auf der Backe. Und dieser Amtsrichter meldete sich ohne weiteres zum Kränzchen an und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Und hinterher kam auch noch heraus, daß er musikalisch sei, hochmusikalisch!

Das ist ja rein unglaublich, sagte die Frau Professor.

„Unglaublich, aber wahr,“ fügte Herr Lauter hinzu.

Ach was, sagte die Frau Doktor, erst abwarten! Ich wenigstens habe noch keinen Rechtsverdreher gefunden, der was gescheites gekonnt hätte. Na ja, mit dem Munde verstehen sie alles, auch Musik. Wenn sie jung sind, tapezieren sie die Wände, und wenn sie alt sind, gehen sie mit Frau und Tochter ins Konzert auf den ersten Platz und reden klug, aber das ist auch alles. Mir machen sie nichts vor, ich weiß das.

Die Frau Doktor war offenbar gegen den Herrn Amtsrichter in etwas gereizter Stimmung, und zwar mit Recht, denn er hatte bei Doktors noch immer keinen Besuch gemacht.

Aber der Herr Amtsrichter konnte wirklich etwas. Er spielte nicht allein meisterhaft Klavier, er hatte auch eine schöne Stimme und war ein wirklich musikalischer Mensch. Hier in diesem Prozkau, wo er sich wie verbannt vorkam, wenigstens ein musikalisches Kränzchen zu finden, gewährte ihm einigen Trost. Als er das erstemal im Kränzchen erschien, wurde er mit großer Zuverlässigkeit empfangen. Das junge Volk war vollzählig erschienen, und die zugehörigen Mütter stimmten die höchsten Töne der Liebenswürdigkeit an. Als er aber zu spielen anfing, herrschte große Aufmerksamkeit, und alles schaute gespannt auf seine Hände — ob dort wohl ein Ring zu sehen sei. Es war keiner zu sehen. Der Applaus entsprach dieser Thatsache. Als er aber gar zu singen anfing und „Wenn zwei sich nur gut sind“ vortrug, da war es nicht bloß Fräulein Amalie, die das entzückend fand.

Mit dem Herrn Amtsrichter war also das Kränzchen sehr zufrieden, nicht so der Herr Amtsrichter mit dem Kränzchen. Diese Art, Musik zu machen, schien ihm denn doch etwas zu harmlos zu sein. Und dann, daß man so ungeniert während des Musizierens schwatzte, das verdroß ihn. Es war doch keine Biermusik, die man machte. Er brachte denn auch bei Gelegenheit diese Dinge zur Sprache, fand aber keine rechte Gegenliebe für seine Wünsche. Die jungen Mädchen überwandten sich und schwiegen, wenigstens solange, als der Herr Amtsrichter spielte. Ja sie suchten sogar die ältern Damen, die ihr Kaffeegespräch aller Mahnung zum Troste fortsetzten, durch mißbilligende Blicke zu beeinflussen, aber nur mit mäßigem Erfolge. Weniger Rücksicht nahmen die Herren im Saale und die Herren im Rauchzimmer gar keine. Dazu hatte der Herr Amtsrat die schlechte Gewohnheit, beim Whist gewaltig auf den Tisch zu pauken, wenn er die Force in der Hand hatte. Das gab denn zur Musik die Paukenbegleitung, aber im falschen Rhythmus. Die Thür zuzuschließen war nicht durchführbar, da fortwährend aus- und eingegangen wurde. Also blieb nichts andres übrig, als die Frage aufzuwerfen, ob man nicht im Kränzchen auf das Kartenspiel verzichten wolle. Damit waren die Herren Pastoren, denen das Kartenspielen von Anfang an sehr zuwider gewesen war, sehr

einverstanden. Man brachte die Sache in einer Vorstandssitzung zur Sprache, und man beschloß, Herrn Amtsrat die Bitte auszusprechen, auf seinen Whist zu verzichten.

So, sagte der, das ist ja recht nett. Da soll ich mich wohl hinsetzen und euerm Geklimper zuhören? Sagt nur euerm Vorstände, wenn ich meinen Whist nicht haben könnte, so danke ich für das übrige. — Und er blieb weg, und der große Landauer war von da an nur schwierig zu haben.

Der Herr Amtsrichter fand, daß es nötig sei, den Wert der musikalischen Leistungen zu erhöhen. Immer wieder die paar Liederchen oder eine geniale Leistung von Frau von Benschwitz, das wurde doch langweilig. Warum man nicht versuche, ein Quartett zusammen zu bringen? Dieser Gedanke fand bei den jungen Damen begeisterte Zustimmung. Alles drängte heran. Es war schwierig, den Sopran vom Alt zu scheiden. Herr Gorgas, Herr Lauter, der Herr Kandidat und einige andre wurden in den Tenor und Baß gesteckt. Noten waren da. Zu Anfang etwas leichtes: Mendelssohns „Entflieh mit mir und sei mein Weib.“ Der Herr Amtsrichter dirigierte. — Also bitte, jetzt. H E Gis E, Vier! Fünf! Entflieh mit mir . . . Ach du lieber Gott, auch die Solosängerinnen hatten vorbei gesungen, und Fräulein Amalie, die sich, in Entzücken schwimmend, in die erste Reihe gepflanzt hatte, war gar nicht hineingekommen. — So ging das also nicht. Man mußte die Stücke einüben, und man beschloß, die Übung eine Stunde vor Beginn des Kränzchens zu beginnen. — Aber bitte, meine Damen, sagte der Herr Amtsrichter, pünktlich. — Jawohl, jawohl. — Die Damen kamen auch leidlich pünktlich, aber die Herren so unpünktlich, daß nichts aus der Übung wurde.

Der Herr Amtsrichter ließ den Chorgesang fallen. Die musikalischen Kräfte überschauend fand er, daß mit den vorhandenen, außer mit Herrn Pastor Langbein, wenig anzufangen war. Wenn aus dem musikalischen Kränzchen etwas werden sollte, so mußten neue musikalische Kräfte herangezogen werden. Sollte es nicht solche Kräfte in der Gegend geben? Ah, die Frau Apotheker!

Sagen Sie mal, meine Herren, sagte der Herr Amtsrichter, warum ist eigentlich die Frau Apotheker dem Vereine nicht beigetreten? Es ist doch eine musikalische Kraft ersten Ranges.

Verlegnes Schweigen.

„Schweigend in der Abenddämmerung Schleier ruht die Flur,“ deklamierte Herr Lauter im Hintergrunde.

In allem Ernst, meine Herren, fuhr der Herr Amtsrichter fort, hat man etwas gegen die Dame? Liegt etwas vor? Wird sie nicht gern gesehen?

O nein, o nein, durchaus nicht. — Man konnte doch nicht sagen, daß man einen Apotheker nicht für hoffähig halte, und daß man die Frau Apotheker nicht eingeladen habe, um zu verhüten, daß die Leistungen der verehrten Töchter in den Schatten gedrängt würden. Der Herr Amtsrichter übernahm es, die Sache zu arrangieren. Das geschah, und am nächsten Kränzchentage erschien die Frau Apotheker, einfach aber nett angezogen, unbefangen, liebenswürdig und gar nicht kleinstädtisch. Sie stammte ja auch nicht aus Proskau. Frau Baronin war unnahbar, und die übrigen Damen verhielten sich kühl und zurückhaltend, sodaß Frau Apotheker vereinsamt gewesen wäre, wenn sich nicht schnell ein Kreis von Herren um sie gesammelt hätte. Darauf sang sie, ohne sich zu zieren oder etwas vorzustellen wollend, von dem Herrn Amtsrichter meisterhaft begleitet, ausgezeichnet. Sie hätte ohne weiteres als Konzertsängerin auftreten können. Man nahm die Leistung mit einiger Verlegenheit entgegen. Der Beifall der Damen war matt, der der Herren desto herzlicher und lauter. Man wird ihnen wohl hinterher klar gemacht haben,

daß es gestattet sei, sein Wohlgefallen zu äußern, wenn sich die Damen der guten Gesellschaft produzieren, aber nicht bei dieser Frau Apotheker, die nicht gesellschaftsfähig sei, und deren Vergangenheit niemand kenne.

Auch das Klavier mißfiel dem Herrn Amtsrichter. Man müsse durchaus für ein besseres sorgen, auf diesem alten Kasten breche man ja die Finger. Es war richtig, das Klavier war heillos, und Stimmung hielt es auch nicht. Es wurde vorgeschlagen, Herr Gorgas, der ein halbes Dutzend Klaviere besitze, könne ja eins dem Kränzchen borgen. Aber davon wollte Herr Gorgas nichts hören. Er versicherte unter höflichstem Hackenzusammenschlagen, daß er zu allen Diensten bereit sei, aber seine kostbaren Instrumente weggeben —

„Ja, Bauer, das ist etwas andres,“ zitterte Herr Lauter, worauf Herr Gorgas böse wurde und sagte, er verbitte sich anzügliche Redensarten. Worauf Herr Lauter, der sich nichts schlimmes gedacht hatte, erschrak und verstummte. Später hat er immer vorsichtig um sich geschaut, ob nicht Herr Gorgas in Hörweite sei, ehe er sich wieder ein Zitat leistete.

Mit Herrn Pastor Langbein hatte sich der Herr Amtsrichter bald befreundet, und es kam ein ganz erfreuliches vierhändiges Spiel zu stande. Aber mit dem Herrn Baron hatte es seine Schwierigkeiten. Der Herr Baron redete zwar über Musik sehr klug, kannte auch alle berühmten Celli aller berühmten Cellisten, aber er war nicht in Takt zu bringen und nahm es übel, wenn er an seine Pflicht erinnert wurde, nicht bloß seine eignen Wege zu wandeln.

Der nächste Kränzchentag war wieder schwächer besucht als der vorige. Mehrere der ältern Damen fehlten. Auch die Frau Baronin. Sie soll gesagt haben, die Gesellschaft in Proskau werde ihr jetzt zu gemischt. Auch die Frau Doktor erklärte von vornherein, daß sie daran denke, auszutreten. Sie habe jetzt, seit der Herr Kandidat abends zum Musizieren komme, genug Musik im Hause. — Und daß ihres nur wißt, fuhr sie fort, der Herr Amtsrichter ist verlobt mit einer Fabrikantentochter aus Elberfeld — schon seit einem halben Jahre.

O pfui! sagte Fräulein Amalie.

Aber man habe doch keinen Verlobungsring gesehen. — O doch, das alte Ding, das er trage, sei der Verlobungsring, ein altes Erbstück, das schon seine Urgroßmutter getragen habe.

Wie gräßlich!

Na, gräßlich ist es gerade nicht, Fräulein Amalie.

Ich hasse Erbstücke.

Machen Sie sich doch nicht! Wenn Sie nur solch ein Erbstück am Finger hätten!

Darauf hielt die Frau Doktor dem Herrn Kandidaten einen Vortrag über die Erziehung der Töchter. Die Frau Professor Meyran sei eine herzengute Frau, aber ganz erschrecklich schwache Mutter. Was sie an ihrer Amalie zusammengezogen habe, sei haarsträubend. Diese Amalie könne auf der ganzen Welt nichts weiter, als zu allem ihren dummen Schnack machen; aber zufassen gebe es nicht. Sie habe es mit ihren Töchtern anders gehalten, die wären wohl erzogen, arbeitsam, geschickt, anspruchslos. Und die Vene könne man unbesehen nehmen, mit der sei kein Mann betrogen. Man kann sich denken, daß, als es bekannt wurde, der Herr Amtsrichter sei verlobt, der Eifer für die Musik bei vielen erkaltete.

Der Herr Amtsrichter hatte von alledem keine Ahnung. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, die musikalischen Leistungen des Kränzchens zu heben und setzte es durch — andre sagten, er habe einigermaßen eigenmächtig gehandelt —, daß ein Pianino gemietet und im Saale aufgestellt wurde. Nun aber fehlte noch ein

Geiger, um wenigstens ein Trio besetzen zu können. Man dachte an den ersten Geiger der Stadtkapelle. Man giebt ihm jedesmal drei Mark, so kommt er mit Vergnügen. Er thut auch mit zwei Mark. Dies wurde denn auch versucht, aber es ging nicht. Der Herr „Kapellmeister“ kratzte auf seinem schauerlichen Instrumente herum, daß es erbärmlich war anzuhören. War denn niemand in der ganzen Gegend, der einigermaßen Geige streichen konnte? Ei freilich, der Herr Zuckerfabrikdirektor spielte sehr hübsch Violine und hatte kaum eine halbe Stunde bis Proklau. Warum beteiligt sich denn der nicht am Kränzchen. — Er ist nicht eingeladen worden. — Aber warum denn nicht? — Seine Frau ist eine geborne — Goldstein, wurde unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt. — Aber ich bitte Sie, erwiderte der Herr Amtsrichter, über solche Vorurteile sollte man doch hinweg sein. Nein, meine Herren, lassen Sie uns ruhig den Direktor auffordern. Wir wollen doch Musik hören, was kommt es auf den an, der sie macht. Und wenn wir solche Kräfte ungenützt lassen, kann aus unserm Kränzchen niemals etwas ordentliches werden. — Die Herren hatten doch ihre Bedenken, aber sie kamen gegen den Herrn Amtsrichter nicht auf. Dieser setzte es durch — einige behaupteten, daß er eigenmächtig gehandelt habe —, daß der Herr Direktor eingeladen werde. Der Herr Direktor kam auch, und zwar zunächst allein. Jetzt fehlte der Herr Baron. Als man aber zum darauffolgenden Kränzchen ein hervorragendes Programm zusammengebracht hatte, Beethovens Kreuzersonate, Schumanns Frauenlieb und -Leben, Mendelssohns Sommernachtsstraum und andre schöne Sachen, und als die Frau Direktor, geborne Goldstein, mit ihren Fräulein Schwestern Sally, Fanny und Sarah in bunter Seide ankamen, war außer den Mitwirkenden und ihren Angehörigen, sowie den Herren Gorgasz und Lauter niemand da.

Auch gut, sagte der Herr Amtsrichter. Kommen Sie, meine Herrschaften, jetzt machen wir Musik unter uns, dabei kommen wir besser auf unsre Rechnung.

„Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen,“ sagte Herr Lauter und zog in tragischer Haltung hinter der abziehenden Musikantengesellschaft her.

Das war das Ende des Kränzchens.



Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glas

(Fortsetzung)

10



Am Oftermontag ging es lebhaft zu im alten Regelschub hüben und drüben. Im goldnen Engel war Polsterabend, in der Schmiede feierten sie das älteste der fünf Räder. Der Franz war eingeseignet worden und sollte morgen auf ein Jahr fort in fremde Lehre. Ein Schmied mußte natürlich draus werden, aber Waters Hand ist zu hart oder zu weich, die ersten Hörner müssen anderswo herunter. Da gabs Abschiedsfezt mit ein paar Gästen, und „Ackermanns Bine“ kochte für die halbwüchsigen Herrchen.